Drei Leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 42

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643629

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 14. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Herbstwanderung.

Ich schreite still durch grüne Matten,
Durch Sonnenglut und kühle Schatten,
Vorbei an hohen Waldeshallen
Und Wellen, die zur Ferne wallen,
Durch Gärten, allwo Früchte reifen
Und Aeste meine Stirne streifen,
Und sehe im Vorüberwallen,
Wie Früchte golden niederfallen,

Ich weiß nicht, ob von grünen Bäumen ...
Ich weiß nicht, ob aus meinen Träumen ...

Kahnfahrt.

Er kommt und geht in Ewigkeit:
Das ist der alte Strom der Zeit.
Zum Ufer fand auch ich den Schritt
Und fahre nun ein Weilchen mit.

Ein Weilchen — keiner weiß wie lang —
Und lausche seinem Wellensang.
Doch einmal auf der blauen Fahrt
Bleibt mir die Biegung nicht erspart,

Wo eine blasse Hand erblinkt
Und meinen Kahn ans Ufer winkt ...
Fahr' mich noch lange, Strom der Zeit,
Es wär' mir um die Reise leid.

▫ ▫ Drei Leben. ▫ ▫

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold. 11

Wieder brach Morner seine Rede ab und dabei machte er eine Bewegung mit den Armen, welche deutlich zeigte, wie groß die „Kluft" in seiner Phantasie sich ausdehnte. Lydia schien ihren Frohsinn wieder gewonnen zu haben, und es klang nicht ohne Ironie, als sie jetzt sagte:

„Ja, Sie haben allerdings recht. Mit gefülltem Magen ist leichter zu philosophieren als mit leerem. Wir dürfen aber nicht leich die Extreme ergreifen. Ich meine, diejenigen „Reichen", die im Vollbewußtsein ihres Besitzes sich einbilden, höhere Wesen zu sein, sind Menschen, die wir ihrer geistigen Armut wegen nicht als voll anerkennen dürfen. Nehmen wir an, ein Individuum, das sich eines großen „ererbten Besitzes" erfreut, sei geistig normal begabt, ernstlich bestrebt, alle seine geistigen Fähigkeiten auszubilden, und erreicht auch einen ganz achtungswerten Grad allgemeiner Bildung. Daneben wollen wir ein anderes Menschenkind stellen, welches, aus armer Familie stammend, unter schwierigen Verhältnissen sich emporrang und ein Gelehrter wurde.

Nehmen wir weiter an, der Reiche und der Arme seien geistig gleichwertige Menschen. Wenn Sie nun hören, wie man über diese Menschen urteilt in ihren Kreisen, so werden Sie sofort wahrnehmen, daß der Arme ein besonderes Ansehen genießt, weil er aus dürftigen Verhältnissen sich emporrang. Dem Reichen, dem vielleicht gerade seine Familie, sein Reichtum große Hindernisse in seiner Laufbahn waren, wird man seine geistigen Errungenschaften geringer anrechnen, weil er Besitzender ist. So haben Sie zwei Menschen, die unter gegebenen Verhältnissen sich erfreulich zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft entwickelten und ganz verschieden geschätzt werden."

Morner stand entfernt von Lydia an die Wand gelehnt und hatte die Augen geschlossen. Das Düstere schien aus seinen Zügen gewichen, um starrer Traurigkeit Platz zu machen. Seine tiefe, weiche Stimme, welche seinen Patienten so siegesgewiß in schweren Stunden Mut und Hoffnung im Herzen zu wecken verstand, sie klang jetzt fast wie eine Klage, als er sprach:

„Ihre Worte mögen viel Wahrheit enthalten, gnädiges

Fräulein, aber mich versöhnen sie doch nicht mit der Welt. Mein Frühling ist dahin, ohne daß ich ihn hätte genießen können, nun stehe ich im Sommer des Lebens und sollte mich seiner freuen, aber ich bin unfähig dazu. Mir ist, ich stehe als Einsamer hier, nur die Pflicht und vielleicht der äußere Erfolg in meinem Berufe treiben mich vorwärts. Ich sehe den Herbst, den Winter kommen und möchte mich an etwas klammern."

„Sie sind ein Unzufriedener, Doktor, es ist ihre Pflicht, die Zufriedenheit zu finden. Ja, das müssen Sie und das werden Sie auch. Wissen Sie, daß ich Sie beneide?"

Morner öffnete die Augen und schaute die Baronesse groß an; ihre Stimme hatte einen bezaubernden Klang, gerade wenn sie so bestimmt, fast in befehlendem Tone sprach.

„Jawohl, ich beneide Sie und wohl noch viele Menschen in der Stadt werden Sie beneiden. Wenn man in seinem Berufe so Vorzügliches leistet und von Hunderten verehrt und geliebt wird, ist das ein Geringes?"

„Das stellen Sie sich natürlich, kraft Ihrer gewaltigen Phantasie, möglichst romantisch vor: Wohltäter der Menschheit, Heilbringer, Schmerzenlinderer — ach ja, prachtvoll. Aber die Sache ist doch nicht ganz so. Wissen Sie denn, was ich opferte bis jetzt? Ich sagte Ihnen ja, den Frühling meines Lebens gab ich dafür und den Sommer werde ich auch dahingehen lassen müssen — müssen, müssen, denn jetzt heißt es: Vorwärts auf dem Wege der Pflicht!"

„Haben Sie denn nicht auch eine höhere Lebensidee, für welche Sie Opfer bringen, die ihnen zu Freudenfesten werden? Wie ich Sie kenne, sind Sie ein Mensch, den Erziehung, Bildung und Erfolg im Leben befähigt haben müssen, einer großen Idee zu leben. Wir haben nur ein Leben zu leben auf dieser Erde. Sind Sie nicht vom Bewußtsein erfüllt, daß Sie die Kraft besitzen, die Leiden und Freuden hier voll und ganz durchzukosten? Setzen Sie doch alles daran, Ihre Lebensidee zu verwirklichen, und sie wird Gestalt annehmen. Genießen Sie, der Lebensbaum hängt voller Früchte, brechen Sie!"

Vom Garten her, die Treppe zur Loggia emporstürmend, kam Anna Klosters, Lydias Freundin und stete Begleiterin, welche mit ihrer Mutter in der Villa wohnte. Um das Gesicht des Mädchens, welches einen auffallend schönen Teint von rosiger Farbe besaß, flatterten die aschblonden Haare, die in wilden Locken sich immer aus der Frisur lösten. Schon oben an der Treppe rief sie, Morners nicht gleich gewahr werdend:

„Wir warten auf Dich, Lidi, die Herrschaften sind alle da."

Lydia winkte ihr und rief:

„Wir kommen gleich!"

Nun sah Anna den Arzt, winkte lächelnd und war in einigen Sätzen wieder flüchtig geworden.

Morner stand sinnend da. Die Unterbrechung durch Fräulein Klosters, die er kaum flüchtig mit Kopfnicken begrüßt hatte, schien ihm fast entgangen zu sein. Lydia mahnte ihn:

„Herr Doktor, wie Sie gehört haben, erwartet man uns, also kommen Sie, bitte."

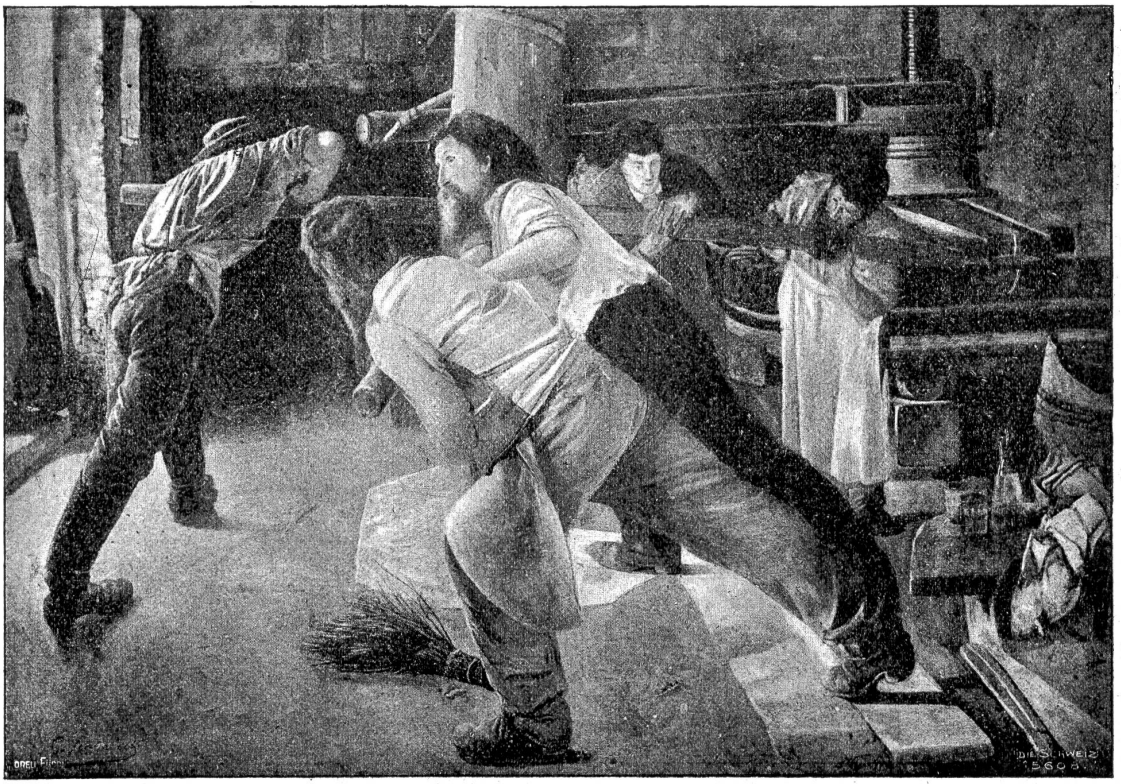
Wie bei ihrer ersten Zusammenkunft, überflog jetzt sein Antlitz ein Schimmer, der von den Augen auszugehen schien, mit denen er Lydia lang und seltsam, aber ruhig betrachtete. In diesem Momente kam ihm die Baronesse ganz eigentümlich vor, sie hatte etwas Königliches für ihn, doch eine wunderbare Lieblichkeit umwob das hoheitsvolle Bild dieses Weibes. Auf sie zugehend, ergriff er ihre Hand, beugte sich und küßte sie.

„Ich danke Ihnen für alles, was Sie mir heute gesagt haben, gnädige Baronesse. Nehmen Sie mich, wie ich bin, haben Sie ein Einsehen mit mir. Wenn ich vergesse, daß ich mich in Ihrer Gegenwart zu beherrschen habe, dann verzeihen Sie es mir in Ihrer Großmut. Gerade in Ihrer Gesellschaft lasse ich mich zur Heftigkeit hinreißen — es kommt daher, weil ich das Bedürfnis spüre, vor Ihnen mich so zu zeigen, wie ich bin."

„Sehen Sie, das ist's eben, was mir Freude macht. Sie dürfen sich mir ganz eröffnen, sofern sie mich würdig finden, Ihre Vertraute zu werden."

Sie stiegen die Stufen zum Garten hinab und gingen hinüber in den großen Speisesaal. Man gelangte vom Garten her durch eine Veranda und einen Salon in den Saal, dessen Fenster hohen Glastüren glichen und gegen den Park hin offen standen. Im Salon und auf der Veranda hatten sich die Gäste versammelt, die auf die Baronesse warteten. Sie waren Morner schon bekannt vom letzten Besuche her. Nur zwei Personen wurden ihm vorgestellt, die er zum ersten Male hier traf. Ein weißhaariger, hochgewachsener, schlanker Herr, dessen Gesicht ganz den Typus des englischen Aristokraten zeigte, wie Morner glaubte, wurde er ihm als Graf Neisenau vorgestellt. Er war der einstige Vormund der Baronesse. Die zweite neue Bekanntschaft, die Morner machte, war Rauber, der weltberühmte Geiger. Dieser Mann, der vor einem Jahre in einen Prozeß verwickelt worden war, bei dem man seine Moral, oder besser Unmoral, in schwärzesten Farben schilderte, dieser Mann war nun seit seiner Freisprechung Lydias Gast. Er hatte nur eine flüchtige Verbeugung für Morner und sprach kein Wort mit ihm.

An der Tafel saß Lydia zur Rechten des Grafen, ihr zur Linken Dr. Morner. Gegenüber hatte Frau Klosters mit Rauber und Retten sich gesetzt. Robin, ein Maler, dessen Leichtsinn ebenso groß war wie sein Talent und der sich darum der Baronesse auf Gnade oder Ungnade ergeben, damit sie ihn zu einem ernsten Menschen erziehe, behauptete mit Anna Klosters das eine, der Lyriker und Geschichtsfreund Frohberg das andere Ende der Tafel. Morner beteiligte sich kaum mit einigen Sätzen am Tischgespräche, aber er hörte auf die andern, die redeten. Rauber, der auch jetzt stumm wie ein Grab blieb, nickte nur, wenn sein Gegenüber, Graf Neisenau, zu ihm sprach. Robin erzählte ununterbrochen seiner Dame zur Rechten Schwänke aus seinem bewegten Leben. Retten wurde von Frau Klosters, die lange Jahre in Tunis lebte, durch ihre Schilderungen aus dem Leben orientalischer Frauen so sehr gefesselt, daß er sein Ohr nur ihr lieh. Frohberg gab nur klare, präzise Antworten, wenn im Gespräche irgend jemand eine Frage an ihn richtete, selbst mischte sich auch dieser Mann (dessen seltsame Gedichte Lydia im Druck erscheinen



Gustave Jeanneret. **An der Kelter.**

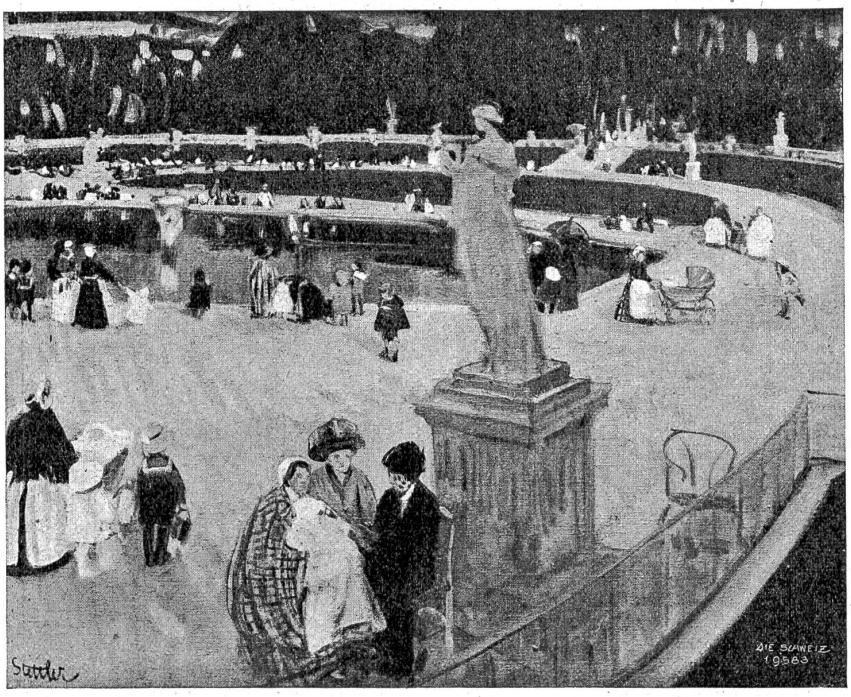
Gustave Jeanneret, geb. 1847 zu Motiers (Neuenburg), kam vom Kunstgewerbe aus zur zünftigen Kunst. Mit 18 Jahren ist er Dessinateur in einer Mühlhausener Tapetenfabrik; zwei Jahre später Möbelzeichner in Paris; daneben malt er: erst Blumen, dann Landschaften und Menschen. Die soziale Kunst, die nach der Kommune mächtig die Gemüter packt, findet in Jeanneret einen begeisterten Jünger. In die Heimat zurückgekehrt, gründet er sich ein Heim in Cressier am rebbergbewachsenen Hügelausläufer des Chasseral. Jeanneret hat sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Arbeit des Neuenburger Volkes darzustellen. In zahllosen Gemälden behandelt er dieses Thema. Unsere Abbildung reproduziert eines seiner vielen Winzerbilder. Die Kraft gemeinsamer Anstrengung ist sein Lieblingsthema. Ein wirklichkeitsstarker Idealismus spricht aus allen seinen Werken.

ließ, was dem Dichter den Ruhm der feinen Kenner erbrachte) nicht ins Gespräch. Die Baronesse selbst besaß das Talent der Weltdame, die nichts außer Acht ließ, um ihren Gästen angenehm zu sein. Sie war so sehr für das leibliche Wohl der Tafelrunde besorgt, daß sie sich nicht in eine tiefsinnige Konversation einließ, obschon der Graf in seiner geistvollen Art sie stets in philosophische Fragen verwickelte.

Im Hause der Baronesse wurden keine großen Essen mit zahllosen Gängen veranstaltet; aber was auf die Tafel kam, war alles ersten Ranges. Bald verließen die Gäste die Tafel, um in den Musiksaal zu gehen. Im elektrischen Lichte sah jetzt Morner erst die volle Schönheit dieses Raumes, dessen gewölbte Decke wie die Wände vollständig aus weißem Marmor erstellt waren. Das Herrlichste bildete die Hauptpforte, ein reich vergoldetes Schmiedewerk. Darüber spannte sich ein Bogen in Gold, Rot und Grün gehalten, getragen von weißen Säulen. An den Wänden verbanden kleinere Säulen wieder ein Bogenwerk mit reicher goldener Ornamentik. Im Hintergrunde glich der Raum, wo die Orgel und davor die Sängerlaube standen, einer Grotte. Aus reich vergoldeten Bronzeleuchtern, die von dem Gewölbe hingen, strahlte in den Prunk eine Fülle von Licht.

Lydia hatte den Gästen verkündet, daß Rauber heute mit einer eigenen Komposition, seit sechs Monaten zum erstenmal, sich wieder hören lassen werde. Sie selbst wollte sein Spiel auf der Orgel begleiten. Jeder suchte ein Plätzchen, von dem aus man ungestört dem Konzert lauschen konnte. Robin und Anna Klosters, die aus ihrem Liebesbündnis kein Geheimnis machen konnten, standen im Schatten einer Säule Arm in Arm. Morner und Retten standen links neben der Pforte an die Wand gelehnt. Der Graf, Frau Klosters und Frohberg bildeten wieder eine Gruppe, die sich auf Kissen gelagert hatte.

Die Baronesse spielte das Präludium. In die tiefe Stille des Raumes klang bald eine wunderbare Musik. Zuerst öffnete Morner seine Augen groß, denn ihm schien, der Saal selbst wäre eine Orgel. Vom Gewölbe rieselten süße Gesänge, aus der Erde stiegen Geister, die tiefgestimmte Drommeten bliesen, die Ornamente auf den Bogen über den Säulen schienen sich zu bewegen, zu flöten. Das Gold tönte, das Rot schalmeite, das Grün sang. Welch ein wunderbares Konzert; so etwas hatte er noch nie empfunden, was sich jetzt in ihm zu regen begann. In welch eine wundersame Welt hatte ihn hier sein Geschick geführt. War die Baronesse wirklich eine Zauberin, die ihn hier mit ihren Künsten törte? Und immer dringender sprachen die Töne, die Geister der Musik kamen in einen Aufruhr, der durch die Hallen schrie bis zum höchsten Fortissimo, das den Boden erzittern ließ. Da erschallten aber auch schon Stimmen, die in klaren, hellen Tönen riefen und flehten. Aus dem Chaos der Melodien klärten sich herrliche Akkorde, nur eine Stimme klagte noch in ergreifendem Jammer ein



Martha Stettler: Im Park.

Unrecht, das ihr geschehen. Doch auch sie wurde beschwichtigt und mählich zerfloß Wolke um Wolke am gewitterschweren Himmel; leise, erlöschend rann wie feiner Regen eine ungemein zarte Melodie hernieder.

Morner schloß die Augen. Da, hoch aus der Ferne her, Kinderstimmen, einzelnes Jauchzen; eiliger, schneller wurde das Tempo, aber kein Tumult störte die Verkündigung. Ihm schien es, jetzt müsse eine Menschenmenge angekommen sein, durch die es wie verhaltenes Singen, Jauchzen, Preisen, Beten ging. Wie das ruhige Heben und Senken des Atems wogte über die Menge ein Rhythmus des Friedens, der Beruhigung, der tausend Seelen verband. Doch jetzt kam der, auf den die Menge mit Sehnsucht geharrt und der ihnen nun ein Wunderbares kündete:

Nauber spielte.

Was diese Geige in sich barg, was sie, gehorsam ihrem Meister, in himmlischer Musik offenbarte, das erlebte hier Morners Seele. Was Nauber in dieser Komposition der Geige auftrug dem Menschenohre zu vermitteln, sein geniales Spiel löste die gesetzte Aufgabe glänzend. Sein Instrument wurde zur lebendigen Stimme. Diese Stimme verfügte über alle Kraft, Eindringlichkeit, Macht, Weichheit, Größe. (Fortsetzung folgt.)

□ □ □ Martha Stettler. □ □ □

Am 19. Februar 1913 starb der Erbauer des Kunstmuseums an der Waisenhausstraße.*) Architekt Eugen Stettler hatte seine künstlerische Ausbildung in Paris genossen, war über Italien nach Bern zurückgekehrt und hatte seiner Vaterstadt im Laufe der Jahre zahlreiche öffentliche Bauten geschenkt, die dem Stadtbild wohl anstehen. Mit welcher Genugtuung würde er heute, wenn er noch lebte, den Museumssaal mit den Bildern seiner Tochter betreten. Das Berner Kunstmuseum beherbergt nämlich zur Stunde vorübergehend eine größere Zahl Oelgemälde der Künstlerin Martha Stettler; die Ausstellung ist um so bemerkenswerter, als sie für uns Berner die erste Gelegenheit darstellt, unsere berühmte Landsmännin in der ganzen Tiefe ihrer Kunst kennen zu lernen. Wohl hängt ein Werk von ihr in der permanenten Sammlung und sahen wir gelegentlich in Ausstellungen Stücke von ihr. Der Eindruck, den sie uns hinterließ, war immer ein tiefer und nachhaltiger; nun ist uns durch ihre Berner Ausstellung die schönste Gelegenheit zum eingehenden Studium ihres Schaffens geboten.

Martha Stettlers Künstlertalent ist Vatererbe.**) Der vielbeschäftigte Architekt hat in seiner freien Zeit mit Leidenschaft gemalt. Daß seine Tochter seine Künstlerträume mit starkem Wollen in die Wirklichkeit setzte, mag die stille Freude seines Alters gewesen sein. Die Grundlagen der Zeichenkunst erwarb sich Martha Stettler an der Berner Kunstschule; ihre Lehrer waren hier die Maler W. Benteli und Th. Volmar. In den Verhältnissen unserer Kunstschule und an der Methode jener Zeit lag es, daß sie Stück für Stück einer großen Gipsbildersammlung ohne viel künstlerischen Gewinn abzeichnen mußte. Erst in Genf, wohin sie sich dann begab, kam sie dazu, nach lebendem Modell zu zeichnen. Von hier weg tat sie den großen Sprung nach Paris, der für ihr ganzes Künstlertum entscheidend wurde. Sie

Martha Stettler.

besuchte hier eine Zeitlang die Académie Julian, daraufhin wurde sie Schülerin des bekannten Zeichners und Illustrators Luc Olivier-Merson, in dessen Atelier sie vier Winter lang ausschließlich zeichnete. Da sie endlich malen wollte, verließ sie diesen Lehrer und wandte sich an den Maler Lucien Simon, unter dessen geistvoller Leitung sie die Künstlerin der Farbe wurde, als die wir sie heute bewundern. Sie gründete mit einer Freundin einen Cercle, aus dem die

*) Bild und Nekrolog auf S. 80 im Jahrgang 1913 der „Berner Woche".

**) Wir entnehmen die nachstehenden biographischen Angaben der „Schweiz" 1916, 6.